

Der Fall Tilden

Autor(en): **Hurk, Paul van der**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **7 (1931)**

Heft 29

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752984>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Fall Tilden

Kriminalroman von
Paul van der Hurk

Die schöne Aussicht.

Das Sanatorium Detring liegt auf einer der Anhöhen von Wiesbaden. Ein hoch aufstrebender moderner Sandsteinbau mit freiem Ausblick auf die umliegenden Berge — Neroberg, Kellerskopf, Hohe Wurzel — und die im Talkessel behaglich sich ausbreitende schöne Stadt. Bei leichtem Nebel verschwimmen die Anhöhen am südwestlichen Horizont zu einer Illusion des Meeres. Bei klarer Sicht erkennt man da, wo die hügelige Landschaft einen Durchblick gewährt, im glitzernden Sonnenschein den Rhein. Ein in seiner Schönheit und Mannigfaltigkeit seltenes Panorama. Professor Detring bezeichnete es mit Vorliebe als ein Symbol der Freiheit und Beschwingtheit. So steht es auch in den Prospekten.

Frau Nora hingegen hat ihre eigene Auslegung. Für sie bedeutet es nichts anderes als einen Bestandteil der Ehe mit Detring. Ihr als Gesamtkomplex so verhaßt, daß sie sogar gegen die schöne Aussicht eine Abneigung empfindet.

Nora.

Sie ist eine merkwürdige Frau. Oft sitzt sie, den Kopf in die blassen Hände gestützt, die müden Augen halb geschlossen, stundenlang regungslos an ihrem Schreibtisch. Dann graben sich Furchen in ihre hochgewölbte Stirn, und das Starre, fast Leblose ihres schmalen Gesichtes läßt die feine, ein wenig gebogene Nase zu groß, das Kinn zu scharf erscheinen. Sobald sie aber aus dieser Monotonie aufgeschreckt wird, sich nicht mehr allein weiß, den Kopf hebt, aufblickt, lauscht oder gar spricht, beleben sich ihre Züge. Die Stirn glättet sich, die blauen, zart verschleierte Augen bekommen Glanz, der Mund öffnet sich zu einem zwanglosen Lächeln, und mit einmal ist sie wieder jung und schön, eine Frau in der Blüte ihrer Jahre. Sie kennt diese Wandlung, weiß auch, daß noch niemand sie in ihrer Regungslosigkeit gesehen hat, es sei denn Detring zu der Zeit als sie krank war und jegliche Kontrolle über sich verloren hatte.

Der Auftakt.

Die Geschehnisse, die dem «Fall Detring» zugrunde liegen, ereigneten sich in Wiesbaden am Abend des 4. Mai. Ihnen gingen die schon verhängnisvollen Stunden des Spätnachmittags voraus. Bestimmend sowohl für die entscheidenden Ereignisse als auch für die Entwicklung des ganzen Falles, müssen sie ausführlich geschildert werden.

Es ist Samstag nachmittag gegen fünf Uhr. Den hellen, weiten Mantel bis oben zugeknöpft, das tüppige dunkle Haar durch eine braune, eng anschließende Kappe verhüllt, so steht Frau Nora Detring, einen Augenblick noch zögernd, vor ihrer Haustür, in deren durch Gitterstäbe gesicherten Scheibe sie sich für Sekunden spiegelt. Langsam zieht sie die Tür ins Schloß. Schon auf der untersten Stufe der kleinen Freitreppe fällt ihr ein, daß es besser sei, die Tür zu verschließen, da niemand mehr im Hause ist. Dann geht sie um das Haus herum durch den Garten, der die kleine zweistöckige Villa mit dem Sanatorium Detring verbindet. Ihr Weg führt im Zickzack ziemlich steil aufwärts. Das Sanatorium liegt wesentlich höher. Es hat seinen Hauptzugang von der Straße, die dem Kamm der Anhöhe folgt, während das Wohnhaus an einer abwärtsführenden Parallelstraße liegt. Anfangs langsam, fast schle-

pend, wie gegen einen unsichtbaren Widerstand kämpfend, steigt Nora den Weg hinauf. In jedem Schritt zeigt sich ihre Unentschlossenheit. Aber je höher sie kommt, desto lockerer, freier, beschwingter werden ihre Bewegungen.

«Ist mein Wagen in Ordnung?» fragt sie den Hausmeister des Sanatoriums.

Der Mann sieht sie erstaunt an. Auf ihr Geheiß — in ihrem Ton liegt jetzt das Bestimmende, keinen Widerspruch Duldende, das ihrem eigentlichen Wesen entspricht — holt er seinen Schlüsselbund und schließt die Garage auf. Der Wagen steht auf Blöcken. Die Reifen müssen aufgepumpt, Benzin, Oel und Kühlwasser eingefüllt werden. Nora drängt zur Eile. Er muß den Hausburschen und den Gärtner zu Hilfe nehmen. Endlich kann sie den Motor anlassen. Die Hauptflügel des Portals werden geöffnet. Langsam, zunächst noch unsicher, steuert sie das kleine, weiß lackierte Kabriolett auf die Straße.

Sie weiß, ahnt zumindest, was hinter ihrem Rücken geschieht. Der Hausmeister meldet dem Assistenzarzt: «Frau Professor ist mit ihrem Wagen ausgefahren! — «So?» sagt Dr. Brüning, «danke.» Es interessiert ihn nicht. «Ich kann nicht», denkt er, «wenn der Alte verreis ist, auch noch auf seine Frau aufpassen.» —

Nora fährt durch die stillen Straßen des Außenbezirks, bald langsam, bald schnell. Sie hat das Fahren noch nicht verlernt. Die Unsicherheit ist bald überwunden. Sie faßt Mut. Sorglos fährt sie den Geisberg hinunter und ist nun mitten im Kurviertel. Es geht ausgezeichnet. Dennoch wagt sie sich noch nicht in die schmalen belebten Straßen der Altstadt. Sie beschließt, am Opernhaus zu parken. Ein Blick auf die Uhr. Auch von hier aus zu Fuß ist Zeit genug zu ihrem Vorhaben.

Die Promenade.

Auf der Parkseite der Wilhelmstraße herrscht die etwas schwüle, keimtreibende Atmosphäre, die bunte Plakate allerorts als den Frühling in Wiesbaden bezeichnen. Leises Zittern und Flimmern liegt in der Luft. Sommerliche Wärme dehnt sich aus. Die goldverzierte Kuppel des hinter den Sträuchern und Bäumen der Parkanlagen versteckt gelegenen Staatstheaters glitzert in der Sonne.

Auf der Wilhelmstraße, deren Cafés ihre breiten Schiebefenster geöffnet und Tische und Stühle ins Freie gestellt haben, wimmelt es von Menschen. Nichts scheint sie zu beschäftigen als das kleine Erlebnis des Augenblicks. Jüngere und ältere Damen tragen ihre Frühjahrskleider zur Schau und hassen mit einem Anflug von heimlichem Sehnen, über das sie sich keine Rechenschaft abgeben, nach den Blicken der Männer, die ihrerseits teils neugierig, teils abenteuerlustig sich nach ihnen umwenden und ihnen folgen. Sport-, Tanz- und Bridgekoryphäen, Söhne reicher Eltern, schauen mit blasierter Miene über die Menge hinweg, um nur dann die Maske der Uebersättigung fallen zu lassen, wenn eine neue, ihnen noch unbekannt schöne Frau in Erscheinung tritt. Unverkennbar an der fertigen genähten Krawatte, deren Schnalle an dem niedrigen Stehkragen hochrutscht, bummeln Kleinstädter auf und ab, noch allein, aber im Vollbewußtsein einer gewissen Freiheit und im Besitz der nötigen Mittel, sich diese Freiheit zunutze zu machen. Männlich ausschreitende Backfische, die Baskennütze mit gewagter, zumeist übersteigter Nonchalance über ein Ohr gezogen, und hochaufgeschossene Gymnasialisten schließen sich dem Trott an. Dazwischen, sichtbar und unsichtbar, wie Unkraut unter blühenden

Blumen, jene alten Damen mit unruhig flackernden Augen, die — seit Jahrzehnten auf Horch- und Beobachtungsposten, unermüdlich auf der Suche nach Nahrung für ihr boshafte Interesse zu anderen, gierig auf jegliches, das geeignet sein könnte, zu einem Skandalchen aufgebauscht zu werden — nichts anderes zu tun haben, als den Kurgarten zu füllen und sich um Dinge zu kümmern, die sie nichts angehen.

Nora Detring überquert den von Autos und Autobussen belebten Fahrdamm. Nur wenige Augenblicke hält sie an ihrer Absicht fest, sogleich in eine Seitenstraße einzubiegen. Dann aber verliert sie, immer wieder in dem Bewußtsein, genügend Zeit zu haben, ihr eigentliches Ziel aus den Augen und läßt sich willig von dem Menschenstrom aufnehmen und mitreißen. Wunderbar, dieses Sichttreibenlassen. Sie gibt sich der Vorstellung hin, als ob ihr alles neu sei, als ob sie unbelastet von der Gebundenheit ihres tatsächlichen Lebens die quirlende Atmosphäre auf sich einwirken lassen könne, als ob sie eine Fremde sei in einer fremden Umgebung, ein Produkt des soeben erst begonnenen Augenblicks. Freude erfüllt sie. Fast ist es wie ein Erwachen aus schwerem, lähmendem Traum, wie Befreiung von einem Alpdrücken.

Ihr Erscheinen erregt Aufsehen. Sie sieht neugierige und bewundernde Blicke, hört Bruchteile geflüsterter, sie betreffender Fragen und Bemerkungen und fühlt sich im Mittelpunkt des Interesses. Eine neue Glückswelle durchflutet sie: man hat sie noch nicht vergessen.

Gleichzeitig wieder quälende Gedanken: nur nicht gefragt werden, nur nicht antworten müssen. Unwillkürlich beschleunigt sie ihre Schritte, ihre Bewegungen werden unruhiger, hastig. Geflüssentlich weicht sie allen Bekannten aus und übersieht sogar den freudig erregten Gruß Alfred Welters, der vor einem Café sitzt, aufspringt, sich zwischen den dichtbesetzten Tischen einen Weg bahnt, um ihr zu folgen. Endlich bleibt sie stehen. Ihr Blick haftet an dem Namensschild des Rechtsanwalts Lingen, das ihr einen Begriff und eine Vorstellung übermittelt. Den Begriff gefürchteter Berühmtheit, die Vorstellung eines schützenden Freundes. Im nächsten Augenblick steht sie im Hausflur und sucht nach seinem Bureau.

Zusammenhänge.

Gewohnt, ihre Handlungen und Regungen, ja sogar ihre Gedanken scharf zu kontrollieren, erkennt sie diese erstaunliche Abweichung von dem, was sie beim Verlassen ihrer Wohnung beabsichtigt und inzwischen getan hat. Deutlich kommt ihr zum Bewußtsein, daß sie im Begriff ist, einen Schritt zu unternehmen, der mit ihrem ursprünglichen Vorhaben nichts zu tun hat. Scheinbar. Denn Dr. Lingen stellte einige Monate später gewisse Zusammenhänge fest, die ihm Rückschlüsse von der Gruppe tatsächlich ausgeführter Handlungen auf deren Ausgangspunkt ermöglichten. Jenen Ausgangspunkt, den Nora sogar ihm, ihrem Verteidiger, hartnäckig verschwiegen.

Buttler, Lingers langjähriger Bureauvorsteher, empfängt sie mit einem musternden Seitenblick. Ohne den schwächlichen Oberkörper, noch den ergrauten, kahlgeschorenen Kopf zu bewegen, gibt er zunächst die Auskunft: am Samstagnachmittag sei keine Sprechstunde.

Nora horcht zum Sprechzimmer hinüber. Zweifellos hört sie hinter der verschlossenen Tür Stimmen. Sie läßt sich nicht abweisen.

(Fortsetzung Seite 918)



Der Maler **Albert Anker**, aufgenommen 1904 in seinem Heim in Ins.

Anlässlich des hundertsten Geburtsjahres Albert Ankers veranstaltet das Kunstmuseum Bern eine Gedächtnis-Ausstellung seiner Werke
Foto Schmidt

(Fortsetzung von Seite 915)

«Dr. Lingen scheint aber doch anwesend zu sein?»

Der Zerberus erhebt sich. Nichts macht auf Leute vom Schlage Buttlers mehr Eindruck als die Erkenntnis, ihrerseits keinen Eindruck gemacht zu haben.

«Wird nicht bestritten», gibt er trocken zur Antwort, «es fragt sich nur —»

«Bitte melden Sie mich», unterbricht ihn Nora, «Frau Professor Detring —», sie zögert, «oder sagen Sie lieber Nora Tilden!»

Frau Professor Detring, Nora Tilden, er ist im Bilde.

«In welcher Sache?» fragt er mit scheinbar geschäftlicher Gleichgültigkeit.

«Ich möchte Dr. Lingen privat sprechen.»

Die Stimmen im Nebenzimmer sind deutlicher geworden. Anscheinend ist die innere Polstertür schon geöffnet und Lingen im Begriff, seinen Besucher zu verabschieden. Nora erkennt jetzt seine klare, stets etwas getragener Stimme. «Fahren Sie ruhig zurück und überlassen Sie die hier notwendigen Schritte mir —», hört sie ihn sagen. Dann wendet sie sich, um den Eintretenden nicht entgegenzusehen, mit einer belanglosen Frage an den Bureauvorsteher.

Robert Born, der als erster im Türrahmen erschienen ist, hat dennoch — während des Bruchteils einer Sekunde — unbewußt die Umrisse ihres Profils in sich aufgenommen. Im nächsten Augenblick wird seine Aufmerksamkeit wieder von dem Anwalt in Anspruch genommen. «Ich werde am Montag, spätestens Dienstag, bei der mexikanischen Gesandtschaft in Berlin vorsprechen», fährt dieser mit gedämpfter Stimme fort, «drahten Sie mir jedenfalls — mehr kann Nora nicht verstehen.

Lingen.

Der Rechtsanwalt Dr. Lingen ist von straffer, schmaler Statur. Er hat ein scharfes, glattrasiertes Gesicht mit tiefliegenden Augen und durchdringendem, aber dennoch gütigem Blick.

Fast legendäre Berühmtheit umgibt diesen Mann. In seiner fünfzehnjährigen Anwaltspraxis habe er nicht einen einzigen Prozeß verloren, erzählt man sich, und es sei noch keinem Staatsanwalt gelungen, einen von ihm verteidigten Angeklagten zur Strecke zu bringen. Die Juristen belächeln diesen Glorienschein. Sie kennen die Zusammenhänge. Sie wissen: Lingen plädiert nur für eine Sache, von der er überzeugt ist. Hat er allerdings das Recht eines Mandanten erkannt, so weiß er auch das Gericht davon zu überzeugen. Er ist ein Rechtsfanatiker, sagt man. Er hätte statt Anwalt Richter werden sollen. Gerüchtweise heißt es, er sei als junger Mann in eine

Duellaffäre verwickelt gewesen und habe deshalb den Staatsanwalt quittieren müssen.

Ueber sein Privatleben weiß man nur: Er bewohnt eine Etage in einer abgelegenen Villa. Ein altes Fräulein führt ihm den Haushalt. Er ist Kunstsammler, unterstützt junge Maler, er besitzt eine ungeheure, stets anwachsende Bibliothek und einen herrlichen Konzertflügel. Bei jedem literarischen und musikalischen Ereignis von Rang, sowohl in Wiesbaden selbst als auch in den Städten der Umgebung, ist er zugegen. Aber niemals tritt er außerordentlich in die Öffentlichkeit oder auch nur in den Vordergrund. Man hat ihm Ehrenämter angetragen, ihn ins Stadtparlament wählen wollen, er hat immer abgelehnt. Auf Gesellschaften und offiziellen Veranstaltungen ist er selten zu sehen. Dennoch führt er nicht ein so einsames und zurückgezogenes Leben, wie es den Anschein haben mag. Berühmte Künstler und hochgestellte Politiker sind oft tagelang bei ihm zu Gast. Was immer wieder auffällt: man sieht ihn niemals in Damengesellschaft. Und doch ist auch Dr. Lingen in der Klatschchronik der Stadt vermerkt. Das kam durch die «Affäre mit der Tilden».

Beratung.

Mit kaum zu verbergender Spannung sieht Nora Lingen entgegen. Etwas gemessenen Schrittes kommt er auf sie zu. Sie zwingt sich zu äußerlicher Ruhe, ja zu scheinbarer Gleichgültigkeit. Er beugt sich über ihre Hand und führt sie mit stummer Geste in sein Sprechzimmer. Eins fällt ihr sofort auf. Vielleicht die einzige Veränderung: eine silbergraue Strähne in seinem dichten schwarzen Haar. An Stelle des obligaten Platzes am Schreibtisch bietet er ihr einen behaglichen Sessel am Rauchtisch an.

«Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen», beginnt er in leichtem Konversationston. «In den zwei Jahren seit unserer letzten Begegnung hat sich manches geändert.»

Sie beobachtet jede Nuance seines Tones und seines Ausdrucks, aber er verbirgt sich hinter undurchsichtiger, wenn auch lebenswürdiger Korrektheit.

Er öffnet einen kleinen Mahagonikasten mit Zigaretten. «Bitte bedienen Sie sich doch — ich bin inzwischen alt und grau geworden.» In seinen Worten liegt eine Mischung von Ironie und Resignation. Er reicht ihr Feuer und bedient sich selbst. «Aber nun erzählen Sie, gnädige Frau, was führt Sie zu mir?»

Sie blickt dem Rauch nach, den sie langsam aus den Lungen stößt, und formuliert zunächst eine unbestimmte, ausweichende Antwort. Was sie zu ihm

geführt hat? Es ist nicht in klare Worte zu kleiden. Sie ist — das wäre die einzig zutreffende Antwort — einem Impuls gefolgt. Aber was kann Dr. Lingen, der Jurist, mit solch vagem Begriff anfangen. Der Psychiater Detring allerdings hätte die Antwort mit verständnisvollem Lächeln quittiert.

Sie betrachtet Lingsens feinnervige Hände, deren schmale Finger kaum wahrnehmbar auf der Tischplatte spielen, und blickt in seine grauen Augen, mit denen er sie geduldig und aufmerksam ansieht.

Ich muß antworten, denkt sie, ich muß ihm eine triftige Erklärung geben. Erst in diesem Augenblick verdichten sich ihre wirren Gedanken und Gefühle zu klarem Entschluß. Noch einmal erlebt sie die kurze Stunde seit dem Augenblick, als sie ihr Haus verließ, und weiß jetzt, daß es auf dem einmal eingeschlagenen Wege kein Zurück mehr gibt.

«Ich muß mit meiner Ehe ein Ende machen!» preßt sie gequält heraus, «ich will wieder frei sein!»

Er läßt ihre Erregung scheinbar unbeachtet:

«Sie wollen also wieder zur Bühne?»

«Ich will, ich bin sogar fest entschlossen, aber Detring verweigert seine Zustimmung.»

«Und deshalb wollen Sie sich scheiden lassen?»

«Auch deshalb —»

«Und wäre Professor Detring geneigt, in die Scheidung einzuwilligen?»

Sie lächelt schmerzlich.

«Er denkt nicht daran. Im Gegenteil. Er will mich ganz für sich allein haben. Niemand soll mich sehen, Besuche werden nicht geduldet. Niemand soll mich sprechen, Anrufe werden nicht übermittelt. Singen soll ich nur für ihn! Er unterbindet jeden Verkehr mit der Außenwelt. Und alles unter dem Vorwand, ich sei Patientin, meine Nerven bedürften äußerster Schonung. Glauben Sie mir, ich lebe wie eine Gefangene. Ich will aber frei sein! Um jeden Preis! Ich ersticke in dieser Atmosphäre. Ich brauche Freiheit, Entwicklung, Erfolg —» Ihre Worte überstürzten sich. «Helfen Sie mir, Lingen! Diese Fesseln erdrücken mich, sie züchten Haß, sie sind unerträglich.»

Er unterbricht sie mit beruhigender Geste:

«Vielleicht können Sie irgendwelches Material vorbringen — Ehebruch, Mißhandlung, grobe Beleidigung oder sonstige ehewidriges Verhalten?»

Sie greift erregt nach einer neuen Zigarette:

«O nein, Detring wird sich jedem Gericht als musterhafter Ehemann vorstellen und hierfür den Beweis erbringen. Ehebruch? Ich bitte Sie — er liebt mich doch. Mißhandlung, Beleidigung? Im Gegenteil! Er ist so höflich und aufmerksam wie am ersten Tage. Nie ein lautes Wort, nie auch nur eine heftige Gebärde, stets die gleiche, etwas gedämpfte Stimme und die stereotype Verbindlichkeit, die er im Verkehr mit seinen Patienten gewohnt ist. Das ist es ja gerade, was mich so zur Verzweiflung bringt, ich bin in seinen Augen kein selbständiger Mensch mit eigenem Willen und eigenen Interessen, sondern ein Patient, ein Versuchsobjekt für seine psychologischen und psychoanalytischen Experimente. Bitte stellen Sie sich vor — er tritt ins Zimmer, begrüßt mich mit der üblichen Zärtlichkeit und stellt, während ich den Tee einschenke, belläufig einige Fragen. Ich antworte. Warum auch nicht? Man ist doch nicht immer in Kampf- und Abwehrstellung. Und dann, nach etwa fünf Minuten, zieht er sein Notizbuch und macht Aufzeichnungen darüber. Wenn ich das sehe, habe ich das Gefühl, als stiege mir die Galle ins Blut. Ich könnte ihm das Buch aus der Hand schlagen, schreien, schießen, was Sie wollen! Aber ich muß die Zähne zusammenbeißen und mich beherrschen.»

Lingen lächelt.

«Warum denn?»

«Weil er mich ins Sanatorium hinüberschaffen würde. Er, als berühmter Nervenspezialist, kann sich doch immer darauf stützen, daß ich als Patientin zu ihm gekommen bin. Rückfall, bitte — Zeugen, Assistenten — alles in Ordnung!»

«Aber hören Sie mal, wenn dem so ist —, Lingen stockt. Die unüberwindlichen Schwierigkeiten einer Beweisführung tauchen vor ihm auf. Aussage gegen Aussage. Dort der berühmte Arzt, hier die von ihm als nervenkrank bezeichnete Frau, die nachweislich sich freiwillig in seine Behandlung begeben hat.

«Meiner Ansicht nach ist er selber Psychopath», fährt Nora jetzt wieder ruhiger fort. «Mißtrauens- und Eifersuchtkomplexe. Ständige Angst, ich könnte ihm etwas verbergen, es gäbe noch eine winzige Kammer in meiner Seele, die ihm verschlossen

bliebe! Er ist nicht nur eiferstüchtig auf andere, sondern auch auf mich selbst, auf mein inneres Ich. Denn der letzte Widerstand ist noch nicht gebrochen. Ich bin zwar schon müde, aber noch nicht müde genug, um diesen letzten Widerstand aufzugeben.»

«Verzeihen Sie die indiskrete Frage», unterbricht Lingen sie wieder, «aber wie ist es denn überhaupt zu dieser Ehe gekommen?»

«Ich will es Ihnen erzählen», sagt sie nach kurzer Pause. «Vor einem Jahr etwa befand ich mich in einem merkwürdigen Zustand. Ich litt unter der — man kann wohl sagen — fixen Idee, ich könnte nicht mehr singen. Ich hatte unüberwindliches Lampenfieber, und nicht nur das, ich hatte Angst. Angst vor der Dunkelheit, Angst vor abwärtsführenden Treppen, Angst vor dem Straßenverkehr, Angst vor allem und gar nichts. Das Schlimmste aber kommt noch: ich verlor tatsächlich meine Stimme, ich konnte keinen Ton mehr herausbringen. Zunächst schützte ich Erkältung vor und begab mich auf Anraten meines Arztes in Behandlung von Detring. So kam ich in sein Sanatorium. Mein Allgemeinbefinden besserte sich sehr bald, aber mit der Stimme war nichts anzufangen. Ich war und blieb heiser, konnte kaum sprechen, geschweige denn singen. Können Sie sich in meine Lage versetzen? Detring betreute mich mit einer Sorgfalt, die das Maß ärztlicher Pflicht weit überschritt. Es kamen Augenblicke und Stunden, in denen ich mit Grauen daran dachte, später einmal wieder fort zu müssen. Denn solange ich nicht singen konnte, war der Gedanke an das Leben außerhalb des Sanatoriums einfach absurd. Sie wissen nicht, was die Bühne für mich bedeutete und noch bedeutet! Sie wissen nicht, was ich für sie geopfert habe, wie teuer, wie furchtbar teuer ich meinen Ruhm erkaufen mußte. So vergingen drei Monate. Mein Erholungsurlaub war vorüber, ich mußte zum Theater zurück, aber ich konnte nicht. Wenn ich in früheren Jahren schwere Zeiten durchmachen mußte, so habe ich alles mit einem gewissen Opfermut und einem, wenn auch manchmal verzweifelten Optimismus getragen. Kein Wunder. Denn damals hatte ich ein Ziel vor Augen und war von mir selbst, von meinem Können und meinem Erfolg überzeugt. Was aber sollte nun werden? Ich zergrübelte mir den Kopf, fand aber keinen Ausweg. Ich sprach mit Detring über ein neues, den Urlaub verlängermes Attest, fragte ihn, wie lange denn mein Zustand noch dauern könne; er sagte mir rund heraus, daß nach dem bisherigen Ergebnis das Ende noch nicht abzusehen sei, es handle sich um eine nervöse Stimmbändererschaffung, für deren Heilung er nicht mit Sicherheit garantieren könne. Während dieser Zeit steigerte er von Tag zu Tag seine Aufmerksamkeiten. Er brachte mir Blumen, Konfekt, Bücher, Grammophonplatten, blieb abends viele Stunden in meiner Gesellschaft und war in jeder Hinsicht entzückend. Im Anschluß an die vernichtende Auskunft über meinen Gesundheitszustand machte er mir dann den Vorschlag, die Bühnenlaufbahn aufzugeben — mit der Stimme werde es wohl doch nichts mehr — und bei ihm zu bleiben. Ich dachte zuerst an eine Position als Empfangsdame oder dergleichen, aber er sagte, das sei auch wohl nicht das Richtige für mich, kurzum, er bat mich, seine Frau zu werden. Mein Gott, ich sagte nicht ja und nicht nein, ich hatte damals keine Willenskraft. Im Laufe des Gespräches kam dann auch die Rede auf meine finanziellen Verhältnisse. Ich hatte etwa zehntausend Mark Bankschulden, die aber durch meine Wohnungseinrichtung und einen Teil meines Schmuckes gedeckt waren. Eine Frau hängt sowohl an ihren Möbeln als auch an ihrem Schmuck, sagte er, darf ich Sie bitten, mir diese Angelegenheit zu überlassen. Einige Tage später brachte er mir eine Quittung über zehntausend Mark, die er auf meine Bank eingezahlt hatte. Es war eine Kavaliersgeste oder ein Schachzug. Ich will ihm nichts Unrechtes nachsagen, er liebte mich und liebte mich auch heute noch. Jedenfalls ergab sich für mich eine schon entschiedene Situation: die Bank hätte den Betrag nicht wieder ausgezahlt, das Theater hätte unter den gegebenen Umständen nicht wieder eine Bürgschaft übernommen, ich war also schon damals gebunden. Nun muß ich sagen, ich hatte Detring wirklich schätzen gelernt. Es war keine stürmische Liebe, das habe ich mir niemals einzureden versucht, das konnte er auch nicht erwarten. Aber es war eine ehrliche Neigung — es gibt ja auch gewisse Stimmungen — was brauche ich Ihnen weiter zu sagen, es ist geschehen, das übrige wissen Sie.»

Sie wirft einen Blick auf ihre Armbanduhr, springt erschrocken auf und bricht das Gespräch unvermittelt ab.

«Entschuldigen Sie, Doktor Lingen, aber ich muß jetzt schleunigst fort. — Hoffnungsloser Fall, was? — Ist wohl nicht viel zu machen? — Wissen Sie, ich würde mich sogar mit manchem abfinden — man muß schließlich auch die Konsequenzen seiner Entschlüsse zu tragen wissen — wenn ich wenigstens hin und wieder mal auftreten, hie und da mal gastieren könnte. Mal heraus aus der Enge, mal wieder Ich sein —»

Lingen hatte sich gleichfalls erhoben. «Nur nicht den Kopf verlieren, gnädige Frau, nur nichts überstürzen!» Er versuchte zu scherzen: «Auch aus diesem Labyrinth leitet ein Faden. Wann darf ich Sie wieder erwarten?»

«Das kann ich im voraus schwer sagen, aber sehr bald. Und herzlichen Dank, daß Sie mir so geduldig zugehört haben.»

«Aber ich bitte Sie —», er geleitet sie zur Tür, «ich stehe jederzeit voll und ganz zu Ihrer Verfügung.»

Hastig, nervös, wie gehezt verläßt sie das Bureau des Anwalts.

Es ist kurz nach halb sieben, als sie wieder auf die Wilhelmstraße tritt. Alfred Welter, der junge Kapellmeister, hat die ganze Zeit über auf sie gewartet. Er ist sofort an ihrer Seite, und da sie eiligen Schrittes in die Seitengasse einbiegen will, greift er ungestüm nach ihrem Arm:

«Nora!» In seinem Anruf liegen Freude, Spannung, Furcht und verhaltener Vorwurf.

Erschrocken weicht sie zur Seite, völlig von eigenen Gedanken erfüllt, hatte sie ihn gar nicht bemerkt.

«Ach, Sie sind es, Fred. Warum erschrecken Sie mich denn so!»

Er hat sich den Augenblick des ersten Wiedersehens so oft und in so berausenden Farben ausgemalt, daß er dieser Situation nicht gewachsen ist. Alles, was er Nora sagen wollte, erstirbt auf seinen Lippen. Seine großen, träumerischen Augen flackern wie bei einem Fiebernden, in seinem Kopf hämmert es mit lauten, schnellen Schlägen. Mit nervöser Geste streicht er das dunkle Haar aus der Stirn, während Nora nun ihrerseits nach seinem Arm greift und gleichzeitig ihren Weg fortsetzt.

«Kommen Sie, Alfred, ich bin sehr eilig, kommen Sie, schnell, begleiten Sie mich ein Stück.»

In den winkligen, engen Straßen kommen sie nicht so schnell vorwärts wie Nora möchte. Dennoch hat er Mühe, an ihrer Seite zu bleiben.

«Warum hört und sieht man nichts mehr von Ihnen?» bestürmt er sie. «Warum haben Sie meine Briefe nicht beantwortet? Warum empfangen Sie mich nicht? Warum kommen Sie nicht mal ans Telefon? Warum?!»

Sie versucht ihn zu trösten.

«Geduldt, Fredy. Es wird alles wieder anders werden. Nur Geduld! Ich will — aber schweigen Sie darüber — ich will wieder auftreten, wieder singen, zurück zum Theater!» Sie erschrickt selbst etwas über dieses Bekenntnis. «Aber versprechen Sie mir hoch und heilig, niemandem etwas zu sagen, bis es soweit ist! Kann ich mich darauf verlassen?»

Sie überquert den Marktplatz und biegt in eine schmale Gasse ein. Vor einer Feinkosthandlung bleibt Nora stehen:

«Hier muß ich hinein. Und Sie müssen wohl ins Theater? Also — auf Wiedersehen!»

Er umschließt ihre Hand und sieht ihr starr in die Augen:

«Sie sagen, auf Wiedersehen, Nora. Aber wann denn, wann?»

Sein Blick beunruhigt sie:

«Merken Sie sich meine Nummer, Fredy — sie steht nicht im Telefonbuch — direkter Anschluß — 29708 — und rufen Sie mich morgen punkt elf Uhr an!»

«29708», murmelt er. Er hat ein schlechtes Zahngedächtnis. 29708 — morgen um elf.

Der Anruf.

Zwanzig Minuten später kehrt Nora nach Hause zurück. Als sie ihr Boudoir betritt, läutet das Telefon. Wer könnte es sein? Detring? Er ist auf einer Psychiatertagung in Heidelberg und kann unmöglich schon zurück sein.

Zaghaft hebt sie den Hörer ab: «Hallo?»

Es ist kein Ferngespräch.

«Wen? Ja, ich bin selbst am Apparat. Aber wer ist denn dort? — Wer? — Sie? — Was gibt es denn? Ich bat Sie doch, morgen um elf Uhr anzurufen!»

Unwillig streift sie den Hut ab und lehnt sich lässig in die Kissen des Divans. Sie bedauert schon, Alfred Welter ihre Nummer verraten zu haben. Plötzlich aber spannen sich ihre Züge. Sie fährt aus ihrer trägen Lage auf und preßt krampfhaft den Hörer ans Ohr. Ihre Augen beginnen zu leuchten, erregt durchwühlt sie ihr dichtes Haar.

Ihre Nachfolgerin, Irma Bischoff, sei plötzlich an Blinddarmentzündung erkrankt. Der Intendant lasse sie bitten, einzuspringen — Salome — Festvorstellung — unter persönlicher Leitung von Richard Strauß. Alfred Welter redet mit sprudelnden Worten auf sie ein: «Warum zögern Sie, Sie beherrschen doch die Partie! Die gleiche Inszenierung, sind Sie nicht disponiert? Der Intendant wäre Ihnen außerordentlich dankbar, das Engagement der Bischoff läuft ohnehin ab, war ja auch kein Ersatz. Auch Strauß wäre Ihnen verpflichtet, ein Wort von ihm. Aber Sie sagten doch selbst, Sie wollten wieder auftreten. Eine nie wiederkehrende Gelegenheit. Bedenken Sie, die ganze Vorstellung müßte abgesagt werden!»

Sie läßt seinen ganzen Redeschwall über sich ergehen. «Rufen Sie mich in zehn Minuten wieder an», antwortete sie, «dann sage ich Ihnen Bescheid.»

«Ich komme mit einem Wagen!» ruft er begeistert. «Ich hole Sie ab!»

«Nein, auf keinen Fall!» Sie schreit es förmlich in den Apparat. «In zehn Minuten anrufen! Verstehen Sie mich denn nicht?»

Sie legt den Hörer auf und geht im Zimmer hin und her. Ihre Hände beben. Sie holt ein Glas Wasser, trinkt es in einem Zug aus, zwingt sich zur Ruhe und Ueberlegung.

Es ist eine Schicksalsfügung, denkt sie: Detring verreiselt, Unterredung mit Lingen, Zusammentreffen mit Fredy, Irma Bischoff erkrankt — gerade vor dieser Vorstellung — ein entscheidender Tag.

Auf die Minute ruft Welter wieder an.

«Ich komme», sagt sie, «bin punkt acht im Theater.»

«Um acht erst? Das ist viel zu spät, dann können wir erst um halb neun anfangen. Das geht nicht, das geht auf keinen Fall! Sie könnten doch mit Ihrem Wagen in zehn Minuten hier sein!»

«Sind Sie mit Ihren Argumenten zu Ende?» unterbricht sie ihn. «Dann hören Sie mal zu, was ich zu sagen habe. Ich kann um acht Uhr im Theater sein, keine Minute früher. Ihr müßt also entweder warten oder auf meine Mitwirkung verzichten. Bitte keine überflüssigen Worte, das macht mich nur nervös. Geben Sie mir so schnell wie möglich Bescheid, ob ich unter diesen Umständen auftreten soll oder nicht.»

Er bittet sie, eine Sekunde zu warten. Der Intendant stellt anscheinend neben ihm.

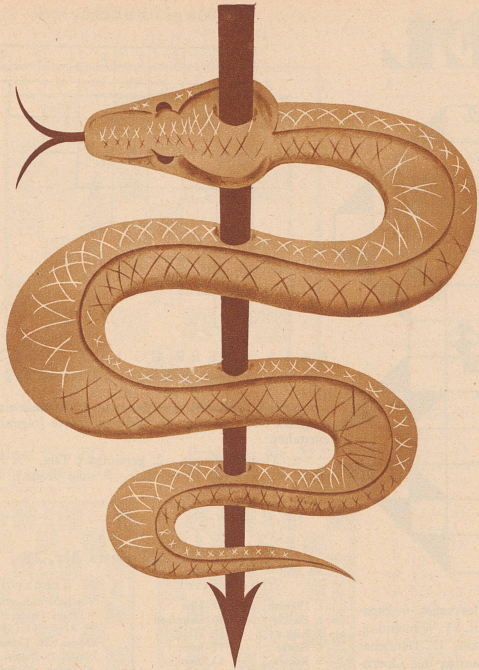
«Also gut — wenn es nicht anders geht, um acht.»

Vorbereitungen.

Sie hat keine Zeit, ihren Gedanken freien Lauf zu lassen. Vor allen Dingen muß sie einen klaren Kopf behalten. Sie ist ganz allein zu Hause. Herta, ihre langjährige Zofe, ist bis über Sonntag beurlaubt, und alle sonst notwendigen Kräfte stellt je nach Bedarf das Sanatorium.

Nora beginnt damit, in ihrem Boudoir den niedrigen runden Tisch zu decken. Trotz großer Eile tut sie es mit auffallender Sorgfalt. Sie wählt ein kostbares Damasttisch Tuch, das schönste Porzellan, die feinsten Gläser. Neben dem Speisezimmer befindet sich ein kleiner Anrichteraum, der durch einen Aufzug mit dem Erdgeschloß verbunden ist. Hier packt sie die mitgebrachten Delikatessen aus, garniert eine kalte Platte, stellt Sekt und Likör auf Eis und füllt die elektrische Kaffeemaschine. Dann rollt sie den kleinen Servierwagen ins Boudoir, schmückt den Tisch mit frischem Flieder, läßt die Rolläden herab und dreht die große Stehlampe an, deren mildes Licht das sorgfältige Arrangement für ein Souper zu Zweien schmeichelnd überflutet.

(Fortsetzung folgt)



H Y S P A

1. SCHWEIZ. AUSSTELLUNG FÜR
GESUNDHEITSPFLEGE UND SPORT
BERN 24. JULI - 20. SEPT. 1931

IN KEINER KÜCHE SOLLTE ER FEHLEN!

DER „FRIGORREX“ BIETET IHNEN:

Kalte Getränke · Frische tadellose Speisen
Saftige Früchte · Eiswürfel · Gefrorenes
und zahllose andere Vorteile · Er erspart
Ihnen Verluste an verdorbenen Lebens-
mitteln zu allen Jahreszeiten

Ein Schmuck ihrer Küche
Zuverlässig
Geräuschlos
Hygienisch
Anspruchslos
Preiswert!
Das ist der

Elektro - Automatische
BAYER-KÜHLSCHRANK
„FRIGORREX“

Verlangen Sie Offerte
Prospekte od. Ingenieur-
Besuch von der Spezial-
firma



GEBRÜDER BAYER LUZERN Frankenstr. 16
Tel. 2208
Verkaufsbüro und Ausstellung Zürich: Alfred Escherstr. 27. Telephon 31.184

Möbel-Keller macht AUSVERKAUF

Wir müssen räumen wegen Umbau. Wir
brauchen Platz, und darum veranstalten wir

vom 1. bis 30. Juli

unsern großen, amtlich bewilligten Aus-
nahme-Verkauf. Da finden Sie Qualitäts-
möbel, Dekorations-Stoffe und Vorhänge
heute zu gewaltig herabgesetzten Preisen



J-KELLER & CIE

PETERSTR. 16 ZÜRICH

GRNY

Güter-
manns
Nähseide



Fabrikation für die Schweiz in **Buchs** (Nidwalden)
Engros-Vertrieb u. Lager: **Zürich, Otto Rohrer**, Stampfenbachstr. 12